

Erich Garhammer

Literarische Offenbarungen. Lektüretipps für den Sommer

Ganz unterschiedliche Bücher möchte ich Ihnen vorstellen: einen Briefwechsel, eine Erzählung, einen literarischen Stadtführer, ein Zwiegespräch, eine literarische Einführung in den Glauben und einen Roman.

- 1. Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger und Günter Eich, „Halten wir einander fest und halten wir alles fest!“ Der Briefwechsel, hg. von Irene Fußl und Roland Bergl, München–Berlin–Zürich 2021.**

Der Briefwechsel zwischen Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann: „Halten wir einander fest und halten wir alles fest“ ist eine literarische Sensation.

Die Wiener Halbjüdin Ilse Aichinger und die in einer Kärntner Nazi-Familie aufgewachsene Ingeborg Bachmann könnten verschiedener nicht sein: sie lernten sich bei der etwas älteren Journalistin Bobbie Löcker kennen. Für Bachmann ist Aichinger eine Autorität, ein Schutzgeist, eine Inspirationsquelle: „Die Ilse war eben bei mir, Gott, sie hat ein so wunderbares Fluidum, ich glaub, ich werd heute wieder was arbeiten können, ich glaub, wenn ich sie hier und da sehen tät, hätt ich mehr davon, als von meinen sämtlichen Herren.“ (30. August. 1948) so Bachmann an Aichinger.

Ilse Aichinger nimmt Bachmann als dritte Schwester in ihre Familie auf, denn ihre Zwillingsschwester Helga war kurz vor dem 2. Weltkrieg vor den Nazis nach England geflohen.

Die Abgründe einer Schriftstellerexistenz wusste Aichinger früh einzuschätzen, sie warnt vor dem Wirbel und Betrieb: „Das klingt plötzlich wieder wie eine Predigt, aber manchmal sind ja auch Predigten wahr“ (20.5. 1951).

Aichinger entscheidet sich bewusst für ein Familienleben, sie heiratet 1953 den Schriftsteller Günter Eich, will aber Bachmann weiter in ihr Freundschaftsnetz einbinden. Sie ist in ihrer neuen Lebenssituation glücklich: „Die Empfindung eine Familie zu sein, bleibt weiter sehr schön und abenteuerlich.“ Auch wenn das Schreiben darunter leidet: ihre Texte werden immer kürzer, sind fast nur noch Seufzer.

Zur Geburt ihres ersten Kindes Clemens bekommt sie viele Ratgeber geschenkt, sie liest aber lieber in Musils „Mann ohne Eigenschaften“ oder in den chassidischen Geschichten von Martin Buber: „Weil der Optimismus darin zwar weniger intensiv, aber doch wirklicher ist, und wenn sie mir auch über das Wickeln keine Auskunft geben können, so doch über das Spiel, auf der Welt zu sein.“ (10.5.1954): sie bleibt auch als Mutter eine lesende und belesene Frau.

Bachmann nimmt großen Anteil an der Geburt von Clemens, sie ist stolz auf ihn und fügt ihr Gefühl der Trauer an, dass sie wohl selber nie ein Kind haben werde. Bei der Geburt des zweiten Kindes Mirjam am 1. Januar 1957 verfasst Bachmann ein Gedicht auf die Neugeborene. Aichinger bedankt sich übergücklich: Die Sätze des Gedichts und die Atemzüge von Mirjam fallen nun für sie zusammen. Und doch wird mit der Zeit eine Distanz spürbar: die Kontakte werden weniger, die Pausen zwischen den Briefen länger. Nur der Tod von Bobbie Löcker lässt die Freundschaft noch einmal in der alten Intensität aufleben: „Ja lass uns bald zusammenkommen, und halten wir einander

fest und halten wir alles fest“, so Bachmann an Aichinger am 5. Juni 1961. Dieser Satz hat dem Briefwechsel den Titel gegeben.

Ein Jahr später brach der Kontakt ganz ab. „Das Ungewöhnliche an dieser Freundschaft ist nicht, dass sie endete, sondern dass sie so lange bestand.“ So halten die Herausgeber fest.

Ilse Aichinger sieht im Brief an ihre Mutter einen tieferen Grund: „Kränk dich nicht über Inge. Wer so genau in der Zeit liegt, braucht die Reklame...Wer die Zeit nicht braucht, braucht die Reklame auch nicht. Ich wünsche mir, dass ich zu diesen gehöre.“ Ilse Aichinger bewahrte sich eine Außenseiterposition zum literarischen Betrieb. Ihr war der Alltag wichtiger als der falsche Zauber einer Öffentlichkeit. So schrieb sie an ihre Schwester Helga, sie wolle kleinste und kleine Dinge schildern, um damit den Schleier zu zerreißen, der oft zwischen den Menschen sei. Nur im Kleinen könne man das Große einfangen.

An zwei Gedichten möchte ich die literarische Kunst von Ilse Aichinger aufzeigen. Sie stehen in ihrem Band „Verschenkter Rat“ und haben einen biblisch-theologischen Bezug. Sie hat wohl das treffendste Gedicht zum Hl. Martin verfasst, das ich kenne:

Nachruf //Gib mir den Mantel, Martin,/aber geh erst vom Sattel/und laß dein Schwert, wo es ist,/gib mir den ganzen. (Verschenkter Rat. Gedichte, 62)

Und ihr Gedicht zur Vergänglichkeit des Lebens und der allzu großen Sorglosigkeit der Menschen überschrieb sie „Durch und durch“:

Wir sind alle/Nur für kurz hier eingefädelt,/aber das Öhr/hält man uns seither fern,/ uns Kamelen. (Verschenkter Rat, 59). Wir alle wissen um unsere Vergänglichkeit und sind doch Meister des Verdrängens.

2. Friedrich Christian Delius, Die sieben Sprachen des Schweigens, Berlin 2021.

In seinen *Retractationes* geht der Kirchenvater Augustinus gegen Ende seines Lebens seine bisherigen Schriften noch einmal durch, um Irrtümer sowie Mängel zu korrigieren; er will zeigen, „wie ich im Schreiben vorangekommen bin“. Vor allem will er theologische Unrichtigkeiten vor seiner Zeit als Bischof ausmerzen. Bei Delius letztem Buch „Die sieben Sprachen des Schweigens“ (2021) handelt es sich auch um eine Art „Retractatio“, aber es ist kein zerknirschtes Sündenbekenntnis, sondern ein ganz persönliches Bekehrungserlebnis.

Der Stotterer lernt Sprechen

Aber beginnen wir von vorne: Der Pfarrerssohn Friedrich Christian Delius hat in seiner autobiographischen Novelle „Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“ (1994) eine sehr einschneidende autobiografische Erfahrung versprochen: Die Wortgewalt seines Vaters, eines protestantischen Pfarrers, hat ihn zum Stotterer werden lassen. Die Übertragung des Endspiels der Fußballweltmeisterschaft Deutschland gegen Ungarn im Jahre 1954 in Bern, die der Junge im Arbeitszimmer des Vaters anhören darf, wirkt dagegen auf seine Zunge lösend: theologisch besetzte Wörter werden durch den Reporter einfach in die Fußballsprache übernommen. Toni Turek wird zum „Fußballgott“ und zum „Teufelskerl“ zugleich. Zum ersten Mal in seinem Leben hört der Junge religiös besetzte Wörter in einem ganz neuen Kontext. Auf die Frage des ins Zimmer tretenden

Vaters, wie denn das Spiel stehe, antwortet der Sohn schlagfertig: „Unentschieden, zwei zu zwei.“ Erst später merkt er, dass er schwerste Wörter ohne Stottern aussprechen kann. Der Bann ist gebrochen. Die Fußballsprache löst den Knoten in der Zunge, während die Kirchensprache eher lähmend gewirkt hat.

Diese Zungenlähmung wird mit biblischen Bildern beschrieben: „Ich war ein Fisch und schon gefangen, als ich merkte, dass ich ein Fisch war: der Angelhaken im Mund zwischen Zunge und Gaumen, der Widerhaken im Fleisch nahe der Luftröhre, solange ich denken konnte.“ Ebenso wird die alttestamentliche Erzählung von der Opferung Isaaks erinnert: „Ich war Isaak, der Sohn, der Vater griff seinen Sohn und fasste das Messer, weil sein Gott ihm befohlen hatte“. Delius identifiziert sich mit Isaak: er wird für die Religion geopfert, sein kindliches Stottern erklärt er als Konsequenz des Aufwachsens in einem Pfarrhaus. Die Bibel hat in diesem Horizont keine befreiende Dimension, sondern ist eher Legitimation eines Sprachkäfigs. Die Erzählung handelt von den „Martyrien der Religion in einem Kinderleben,“ so Delius in seinen Paderborner Poetikvorlesungen. Die Bibel wird als Normenbuch einer erdrückenden Sozialisation erlebt, die Fußballsprache dagegen als Erlösung aus diesem Kerker: Der Sonntag, an dem **ich** Weltmeister wurde.

In seinem letzten Buch „Die sieben Sprachen des Schweigens“ erzählt Delius die Geschichte von seinem Stottern noch einmal ganz neu. Bei einem Schriftstellerkongress in Jerusalem, bei dem er hauptsächlich schweigt, wird er am Schluss die Geschichte von Abraham und Isaak vorlesen. Er konnte sie ganz anders und neu lesen, weil ein jüdischer Kollege und Freund in den Text eingeführt hat. Er wies darauf hin, dass in diesem Text auch der Konflikt vieler junger Israelis mit ihren Vätern, mit ihrem Staat angesprochen sei: es gehe um die Frage der zum Wehrdienst eingezogenen, zum Krieg gezwungenen jungen Leute, die sich geopfert fühlten, damit ihre Väter ihre Vaterlandsliebe beweisen könnten. Nach der Lesung brandete langer Applaus auf, Delius fühlte sich körperlich von den klatschenden Händen förmlich umarmt.

Plötzlich rückte ihm sein Vater ganz neu nahe, im Traum begegnete er ihm noch einmal, wie er auf der Bahre aus dem Pfarrhaus getragen wurde: „Wie brüderlich er war.“ Flüsterte sein Bruder damals leise. Und Delius beschließt, von nun an diese Geschichte nie mehr öffentlich zu lesen, sie gehöre nur ihm und seinem Vater, den er jetzt in ganz neuem Licht sehen könne. Der klerikale Vater wurde zu Grabe getragen, der menschliche Vater wurde auferweckt.

Delius wurde bewusst, dass er die Geschichte von Abraham und Isaak zu einer biblischen Angriffswaffe geschmiedet hatte, ein einziger Schrei einer harten Anklage. „Ich war nicht mehr Isaak, das spürte ich jetzt, mein Vater war nicht mehr Abraham, ich begann meine Vorwurfshaltung, die mir selber zur Vorwurfslast geworden war und die ich jahrzehntelang mitgeschleppt hatte, zu lockern und loszuwerden und abzuwerfen.“ (39)

Der Vater muss nicht mehr dämonisiert, er muss zu keiner feindlichen Figur stilisiert werden, er braucht ihn nicht mehr als Gegner, sondern als Menschen in all seinen Ambivalenzen, wie er selber mittlerweile auch einer war. Er konnte ihn nun akzeptieren mit seinen guten und seinen schwierigen Seiten, er brauchte ihn nicht mehr als Feind. Wie gut, dass Delius eine Retractatio zu seiner Weltmeister-Novelle trotz schwerer Krankheit noch schreiben konnte: nicht um vergangenen Irrlehren abzuschwören wie Augustinus, sondern um seine Vatererzählung neu zu interpretieren: als eine späte Versöhnungsgeschichte. Am 30. Mai ist Delius 79-jährig in Berlin gestorben.

Der Urlaub steht vor der Tür, vielleicht planen auch manche von Ihnen eine Reise nach Venedig zur Biennale. Aber der literarische Reiseführer von Cees Nooteboom „Venedig. Der Löwe, die Stadt und das Wasser“ lohnt sich auch unabhängig davon:

3. Ein literarischer Reiseführer: Cees Nooteboom, Venedig. Der Löwe, die Stadt und das Wasser, Berlin 2019 (stb 2021).

Wie oft muss man in Venedig gewesen sein, um Venedig wirklich zu kennen? Der Schriftsteller Cees Nooteboom gibt zur Antwort: er komme jedes Jahr nach Venedig, um hinterher festzustellen: die Stadt birgt immer wieder neue Geheimnisse. 1964 kam er das erste Mal, seitdem immer wieder. Wer Venedig ganz anders entdecken will, kann sich Nooteboom getrost anvertrauen. Was entdeckt man mit ihm?

Die Kunst in Venedig ist es nicht kirchenmüde zu werden. Es gibt unendlich viele Kirchen und wenn man nicht richtig dosiert, erkennt man das Besondere nicht mehr oder schlimmer: das Besondere verschwimmt mit dem Allgemeinen. Für Nooteboom ist es nach wie vor ein Rätsel, warum er in die eine Kirche geht, in eine andere nicht. Wer ihm folgt, entdeckt die Kirchen Venedigs ganz neu. Etwa San Pietro in Castello: hier war der Sitz des Patriarchen, bevor die Markuskirche zum Dom wurde nach der Abdankung des Dogen. Wer darüber klagt, dass es in Venedig zu viele Touristen gibt, kann sich hier zurückziehen und ausruhen und viele Entdeckungen machen. So wird ein arabischer Marmorthron gezeigt, auf dem Petrus gesessen haben soll. Auf der Rückseite befinden sich kalligraphische arabische Zeichen, Zeilen aus Sure 23, Vers 118. „O Herr, verzeihe und sei barmherzig, denn du bist der beste Erbarmer.“

Natürlich darf ein Besuch am jüdischen Friedhof am Lido nicht fehlen. Auch der Friedhof San Michele wird aufgesucht und darauf die Gräber von Igor Strawinsky, Ezra Pound und Joseph Brodsky.

Die Beschreibung der Wahl des Dogen wird meisterhaft erzählt, dagegen erscheint ein Konklave geradezu als ein ungeordnetes Verfahren. Ein Gang durch die Kunstgalerie Accademia ist höchst lehrreich, man kann noch einmal das Verhör des Malers Paolo Veronese durch drei venezianische Inquisitoren nacherleben. Sie stürten sich auf dem prallen Bild des Abendmahls an den lebensechten Figuren, sogar Narren und Hunde finden sich darauf. Die Auftraggeber, die Dominikaner, waren mit dem Bild ganz einverstanden und empfahlen Veronese, es einfach in „das Gastmahl im Hause des Levi“ umzubenennen.

Nooteboom möchte nicht als Tourist in Venedig erkannt werden und doch weiß er, er wird nie dazugehören. Denn die echten Venezianer- wenn es sie noch gibt und sie nicht längst nach Mestre geflüchtet sind- gehen dann zur Messe, wenn die Touristen noch schlafen, sie wissen, auf welchem Stand am Markt sie zusteuern müssen, sie sind vertraut mit den Gepflogenheiten und den geheimen Gesetzen der Stadt und erkennen den Pseudovenezianer auf hundert Meter. Sie wissen Bescheid und ertragen alle Unannehmlichkeiten der Stadt als Zeichen des Auserwähltseins. Mit Nooteboom Venedig zu entdecken gehört auch zu solchem Auserwähltsein.

4. Peter Handke, Zwiegespräch, Suhrkamp Berlin 2022.

Peter Handke macht es seinen Leserinnen und Lesern nicht leicht. Mehrmals habe ich mit der Lektüre dieses kleinen Bändchens von 67 Seiten „Zwiegespräch“ angesetzt und habe es wieder weggelegt.

Der Zugang blieb mir versperrt, es schien ein Gespräch zwischen zwei lebensmüden Grantlern zu werden. Dann entdeckte ich die Widmung. „Für Otto Sander und Bruno Ganz“ steht auf dem Vorblatt.

Das stellte alles unter ein neues Licht: eine Hommage an zwei alte Weggefährten Handkes, beide sind in den letzten Jahren verstorben. Beide haben sie in Wim Wenders Film „Himmel über Berlin“ zwei Engel gespielt, die über der Stadt schwebten. Peter Handke hat damals kein Drehbuch für den Film zustande gebracht – er fühlte sich ausgeschrieben-, sondern mit seinem Gedicht vom Lied des Kindseins dem Film eine Struktur gegeben. Erst wenn man diese beiden Engelsingestalten vor dem inneren Auge sieht, die mit der Gegenwart und der Welt „fremdeln“ und wie aus der Zeit gefallen scheinen, erschließt sich der Dialog der beiden Narren im „Zwiegespräch“ anders. „Zwei Narren sind wir, ein jeder auf seine Weise.“ Und so legt der eine los und erzählt von einem Theaterbesuch in der Kindheit. Vom Inhalt ist nichts geblieben, aber das Bühnenbild hat sich eingebrannt: ein Haus mit Haustür, aus der aber niemand heraustritt. Immer noch warte er, dass aus dem Theaterhaus jemand heraustritt.

Der andere Alte, der Innenschauer, bezieht seine Bilder aus Erinnerungen, erzählt von seinem Großvater, einer Spielernatur: immer wollte der Großvater Karten spielen, aber dann starben ihm nach und nach die Spielpartner weg. "Wer spielt jetzt mit mir?" so seine bange Frage.

Aber dann, am Ende des Tages, kommt unversehens wieder Leben ins Spiel, und niemand weiß, warum. Frischer Wind macht sich breit, die beiden Narren sehen das Wunder hinter den Dingen: sie entdecken alte Menschen, die in die Hände klatschen, was sich anhört wie das Klatschen von Kinderhänden. Sie bemerken die kaum erst Geborenen als unentwegte Augensucher. Und zuletzt die Entdeckung der in ihren Kinderwagen mit ihren Zehen spielenden Winzlinge: eine aufregende Zehensprache. Vorbei ist es mit dem Granteln, dem „früher war alles besser“ Ton.

Nun ist sie also doch noch aufgegangen die Tür im Theaterbild der Kindheit, das Lied vom Kindsein wird ganz neu intoniert. Es geschieht eine Art Offenbarung. „Das Leben ist erschienen“.

Nur wer Handke bis auf die letzten Seiten folgt, entdeckt in diesem Zwiegespräch sein Loblied auf die „Zeit der Kindschaftsgefühle“ wieder – nun allerdings gepaart mit dem Ausruf der beiden Alten: Wir haben kein Recht auf Ruhe. Welch ein Optimismus des bald 80-jährigen Peter Handke.

5. Navid Kermani, Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen. Fragen nach Gott, München 2022.

Zu den persönlichsten Reden von Navid Kermani gehört seine Ansprache zum Tod seines Vaters Djavad Kermani. Er erzählt von dessen Freundschaft zu einem Lamm, das ihm in seiner Kindheit bis in die Schule folgte. Eines Tages fehlte dieses Lamm, es war geschlachtet worden, der Kleine war untröstlich. Und obwohl er im späteren Leben durchaus auch andere Züge hervorkehren konnte, glich er sich am Schluss immer mehr einem Lamm an. Er wurde demütig und dankbar. Seinen Kindern lernte er Barmherzigkeit gegenüber anderen und Gottvertrauen für sich selbst.

Dem Wunsch des Vaters verdankt sich das neue Buch: „Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen“. Er wünschte sich, dass der Sohn seinen Kindern den Islam weitergibt. Und so begann er den Kindern aus den unterschiedlichsten religiösen Büchern vorzulesen, spürte aber immer ein Unbehagen. So machte er sich schließlich an die Niederschrift dieses Buches, ein Versuch, den Islam in der eigenen Sprache und zugleich in der erlernten Tradition des Elternhauses

weiterzugeben. Das Buch ist dialogisch angelegt und versucht auf die Fragen der Tochter Antworten zu finden. Das erste ist die Begründung, warum er Muslim sei. Zunächst, weil er so aufgewachsen sei, dann aber auch und vor allem, weil der Islam eine klare Religion sei, mit bestimmten Regeln und Überzeugungen, die zugleich human kommunikabel seien. Das ist die Herausforderung für ihn, diesen Zusammenhang seinen Töchtern zu vermitteln. Eine unlösbare Aufgabe? Keineswegs. Kermani erinnert an eine kleine Geschichte: Als Scheich Abu Said, einer der berühmtesten islamischen Mystiker, einmal nach Tus kam, einer Stadt im Nordosten des heutigen Iran, strömten in Erwartung seiner Predigt so viele Gläubige in die Moschee, dass kein Platz mehr blieb. „Gott möge mir vergeben, rief der Platzanweiser: Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen.“ Daraufhin schloss der Scheich die Versammlung, bevor sie überhaupt begonnen hatte.

Alles, was er sagen wollte und sämtliche Propheten gesagt haben, habe der Platzanweiser bereits zum Ausdruck gebracht. Von dort, wo man steht, einen Schritt nach vorne treten: das ist das universale Gesetz jeder Religion, wenn sie sich nicht selbst verabsolutiert. Das enthebt Kermani aber nicht der Frage, was genau nun der Islam sei. Der Ruf des Muezzins, aber auch der fundamentalistischen Terroristen „Allahu akbar“ bedeute nicht Gott ist groß oder der größte, sondern Gott ist größer. Das meint, dass Gott alle menschlichen Dimensionen übersteigt. Das „deus semper maior“ in der christlichen Tradition entspricht dem genauso. Diese universale Tradition ist Kermani wichtig: „der Mensch ist entweder ein Bruder im Glauben oder ein Bruder in der Menschlichkeit“, betonte Imam Ali schon vor 1400 Jahren. Immer wieder streut Kermani als Belege Zitate aus dem Koran ein: „Betet euren Herrn an, und tut das Gute, auf dass ihr glücklich seid. Und bemüht euch, müht euch um Gott, er hat euch angenommen und euch in der Religion nichts schweres auferlegt.“ (Sure 22,77f.) Zum Schluss schildert Kermani die Geburt seiner jüngsten Tochter, bei der sowohl die Mutter als auch das Kind in großer Lebensgefahr schwebten: „Ich bat, ich flehte, ich bettelte, dass alles gutgehen würde. Zu bitten, zu flehen, zu betteln aber bedeutet, sich an jemanden oder etwas zu wenden.“

Er sei mit dem Koran der Überzeugung, dass der Mensch sich mit dem ersten Atemzug an etwas wende, was er nicht beschreiben, geschweige denn begreifen kann. Das Buch endet überraschend: er fragte die Tochter, was sie wohl glaube, was für ihn das wichtigste Wort im Koran sei. Er nennt dann das Wort, es ist das Wort „vielleicht“: es gibt kaum ein Wort, das häufiger im Koran vorkommt. Vielleicht, dass ihr dankbar seid, vielleicht, dass ihr einseht, vielleicht dass ihr Barmherzigkeit findet. Kermani verbindet diese „Vielleicht“ und sein Glaubensbekenntnis zu einer überzeugenden Einheit.

6. Hanns-Josef Ortheil, Ombra. Roman einer Wiedergeburt, München 2021.

Der Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil hat seine Lebensgeschichte schon häufig erzählt. In seinem neuen Roman „Ombra. Roman einer Wiedergeburt“ setzt er seine Lebensgeschichte noch einmal neu zusammen. Er, der lange Sprechunfähige, der erst spät zu sprechen lernte und dann seine Biografie durch das Schreiben erschuf, wird vor eine ganz neue Situation und Lebensherausforderung gestellt. Nach einer Herzoperation mit ungewissem Ausgang und etlichen Rückschlägen macht sich der Autor erneut auf den Weg in das Innere seiner Biografie- während einer Reha setzt er mit einer Psychologin und einer Herzspezialistin seine Lebensgeschichte neu zusammen. Eine Psychoanalyse lehnt er ab, er sucht erneut eine Auferstehung durch das Schreiben, das er allerdings erst mühsam wieder erlernen muss. Die Erkenntnis, dass sein letzter Roman ihn an seine Grenzen geführt hat, kränkt ihn im wahrsten Sinne des Wortes: der Körper hat sich unüberhörbar gemeldet und fordert sein Recht. In dieses Gefühl der Ohnmacht und Angst hinein kehrt allmählich sein Schreiben zurück. Stück für Stück

setzt Ortheil in seinem wohl persönlichsten Buch sein Leben neu zusammen: Wer bin ich gewesen vor der Krankheit? Und wer kann ich danach wieder sein?

Von seinem Freund Leo bekommt er die Kopie des Bildes von Rembrandt „Der verlorene Sohn im Wirtshaus“ geschenkt. Es ist ein Bild der Auferstehung: „Da bin ich Vater, ich habe alles verloren, nimm mich wieder auf. Und der Vater antwortet: mein Sohn, du warst tot und lebst wieder, du warst verloren und wurdest gefunden.“ (274). In diesem biblischen Gleichnis kann Ortheil sein jetziges Leben wiederentdecken und neu annehmen lernen.

Nun wünsche ich Ihnen mit den vorgestellten Büchern viel Freude und eine Steigerung Ihres Urlaubsgenusses- wo immer Sie ihn verbringen werden. Wenn Sie den Text als Podcast hören wollen, hier ist er: <https://lebendig-akademisch.podigee.io/187-literarische-offenbarungen>

Autor:

Prof. em. Dr. Erich Garhammer. Letzte Veröffentlichung: Meridiane aus Wörtern. Theo-poetisches ABC, Würzburg 2021.